U- und Non-U in Basel : Standesunterschiede in der Basler Mundart

Autor(en): **Christ, Robert B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420726

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

19. Jahrgang
Heft 5
September/Oktober 1963
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprach Spiegel

U- und Non-U in Basel

Standesunterschiede in der Basler Mundart
Von Robert B. Christ, Allschwil

Zum besseren Verständnis sei dem geneigten Leser in aller Kürze auseinandergesetzt, wie und weshalb dieser Aufsatz entstanden ist: Professor Roß von der Universität Birmingham zeigte vor einigen Jahren die Identifizierbarkeit der oberen Klassen Englands (upper class—U) durch das Mittel des beweisbaren Vorhandenseins einer von ihm als U-Sprache und einer als Non-U-Sprache bezeichneten Art des sprachlichen Ausdruckes. Eine bekannte deutsche Zeitschrift griff den Gedanken auf und ließ sich einen Aufsatz über ähnliche Aspekte im Deutschen schreiben. Und dieser Aufsatz brachte jene Zeitschrift auf den Gedanken, auch bei der Schweiz einmal anzuklopfen. Der Verfasser lehnte zuerst ab. Ein Schweizerdeutsch, schrieb er an jene Redaktion, wie es dem Anpochenden ganz augenscheinlich vorschwebe, gebe es überhaupt nicht, dafür eine Unzahl verschiedener Dialekte. Außerdem spreche in der Schweiz niemand Hochdeutsch; jedermann spreche Mundart, und das gelte absolut nicht als unfein oder ungebildet. Die Voraussetzungen zu einer Untersuchung, wie sie sich jene Redaktion gedacht habe, seien also völlig anders.
Hierauf bat die Zeitschrift um einen Aufsatz, der nur gerade Basel betreffe — sozusagen als „pars pro toto". Die ausführliche, für den deutschen Leser gedachte Einleitung zum hier folgenden Versuch kann hier natürlich wegfallen. Wir wissen ja hierzulande alle, was Dialekt bei uns in seiner unendlichen Vielfältigkeit bedeutet und wer Dialekt wo und wann spricht (und gar druckt).

*

Waren es einst Stadtmitte und Westrand, so wurde im 19. Jahrhundert der Ostrand der Stadt Basel das Quartier, das die alteingesessenen, wohlhabenden Familien gutbürgerlichen Herkom-

mens bewohnten. Dieses nach der St. Albanvorstadt, kurz Dalbe, genannte St. Albanquartier galt und gilt — heute nicht mehr ganz zu Recht — als das feine Wohnquartier und die Hochburg kultivierten Dialektes schlechthin; man sprach und spricht gern heute noch von einem Dalbe-Baseldytsch. Wer es spricht, hält es hoch und pflegt es; wer es nicht beherrscht, erwähnt es mit einem leicht mokanten Unterton oder erklärt es unter Umständen gar als geziert und übertrieben. Wer es nicht ganz natürlich im Elternhaus als Muttersprache mitbekommen hat, erlernt es nur sehr, sehr schwer, will es meist auch gar nicht lernen. Junge Mädchen, die über ihren Stand heiraten, beweisen weit stärker als irgendein Mann ihre lebendige Anpassungsfähigkeit, indem sie das U-Baseldytsch gewöhnlich ziemlich schnell und geschickt annehmen. Der Mann wehrt sich eher dagegen, seine Ausdrucksweise in Zucht zu nehmen, zu verfeinern, seinen bisherigen Stand — aus welchen Gründen immer — zu tarnen, als fürchte er geradezu, für einen U-Basler gehalten zu werden, selbst wo es ihm einmal nützlich sein könnte. Schon Professor Hoffmann-Krayer, der eminente Basler Erforscher der Volkskunde, hat festgestellt, daß der weibliche Teil der Bevölkerung — und dies gilt auch für den U-Teil derselben — weit kräftiger dialekterhaltend wirke. Manch junges Mädchen aus Arbeiterschichten, das sprachlich durchaus Non-U aufgewachsen ist, wird in einem guten Ladengeschäft des Einzelhandels, allerdings nicht im Warenhaus, sehr bald hörbar dem U-Baseldytsch näherrücken. Besucht es eine höhere Schule, darf es gar die Universität besuchen oder auch nur höhere Musikstudien treiben, so tritt die Erscheinung noch deutlicher hervor.

Die gutbürgerlichen Familien bilden seltsamerweise noch immer innerhalb der stürmisch anwachsenden Stadt etwas wie ein geheimes, gesellschaftliches Bollwerk unter sich. Ein Nichtbasler, eine Nichtbaslerin hat es unter Umständen leichter, durch eheliche Verbindung in dieses Bollwerk Eingang zu finden als ein Non-U-Basler oder eine Non-U-Baslerin, die Bekannten und Verwandten gegenüber ihre Non-U-Herkunft sofort verraten.

Es gibt da neben groben auch recht feine Unterschiede zwischen dem, was man genau nach Professor Roß und Nancy Mitford als U und als Non-U bezeichnen könnte. Wird bei Wörtern, die mit k beginnen, dieses k durch ein rauhes ch ersetzt, so weist dies weit unter die U-Grenze hinab. Bezeichnet ein Mädchen ihren erkorenen Freund, den sie wohl auch zu heiraten hofft, als „my Heer", oder dieser sie selbst wieder als „my Frollain", so weiß

jeder U-Basler Bescheid. Sagt einer aber „neh", „geh", „leer", „schweer", „Scheer", „Fett" statt „näh" (nehmen), „gäh" (geben), „läär" (leer), „schwäär" (schwer), „Schäär" (Scheere), „Fätt" (Fett), so sehen sich U-Basler untereinander bedeutungsvoll an. Ein U-Basler wird zehnmal eher „'s Neetli" verlangen als „d'Faktur" oder „d'Rächnig". Wenn er ins Konzert geht, so handelt es sich um ein Sinfoniekonzert; der Non-U-Basler meint damit oft das Kaffeehaus, wo eine Kapelle zur Unterhaltung aufspielt. Wo der Non-U-Basler sagt: „Y bi ins Kino" (gegangen), wird der U-Basler eher erzählen: „Y ha-n-e Film gseh". Der U-Basler verschwindet „uffs Hysli' (auf das Häuslein), der Non-U-Basler wird „uffs WC, uff d'Toilette, uff en AB, uffs Glosett" gehen. Der junge Non-U-Basler fährt mit dem „Töff" der U-Basler eher mit dem „Modorveelo" wird auch „e Glas Bier" bestellen und weniger „e Bächer" oder „e Stange".

Französischer Einfluß schwebt wie ein feiner Duft über der Wohnkultur, über der ganzen Kultur; der U-Basler schätzt und pflegt diese Kennzeichen seiner Lebensart, spickt auch seine U-Sprache bewußt und unbewußt mit französischen Ausdrücken. „Faire-part" sagt er statt Verlobungs- oder Todesanzeige. Ausdrücke, die ganz allgemein in die baslerische Umgangssprache Eingang gefunden haben — Telephon, Kostüm, Koffer — behalten in der U-Sprache ihren französischen Ursprung sehr lebendig bei, was die Aussprache betrifft: Non-U wird ruhig „Deelifong", „Goschdym", „Kuffer" (oder „Kuffere") gesagt; die U-Sprache denkt unbewußt noch französisch und sagt „*Tee*lefonn", „Goßdüm", „Koffer". Aber auch englisches Wesen steht dem U-Basler immer noch weit näher als deutsches. Er wird nie, wie der Non-U-Basler, von „e Keeks", „e Pumps", „e Glips" sprechen; ihm ist bewußt, daß dies lediglich als Einzahl gebrauchte Mehrzahlformen sind; es wäre ihm ein Greuel, bei solchem Verstoß erwischt zu werden. Vornamen wie Horst oder Herta wird er seinen Kindern nicht antun — viel zu deutsch! Marie-Louise, Antoinette, Rose-Marie hingegen passen durchaus in seinen Lebensstil, passen zu seinem Geschirr, seinem Tischbesteck, seinen Möbeln.

Die U-Sprache wehrt sich mit Macht gegen die vielfältigen deutschen Einflüsse, die sein U-Baseldytsch aus den armdicken Rohren der nachdrücklichste Reklame entfaltenden Konfektionshäuser weiblicher und männlicher Observanz übersprudeln. Dort treten Ausdrücke wie „e Weßte", „e Jupe", „e Masche", „en Aazug", „e Veston", „e Hose" an die Stelle der vertrauten, vom U-Spre-

cher gehüteten „e Schilee“ (Gilet); „e Junte“, „e Lätsch“, „e Glaid (oder Glaidig)“, „e Kittel“, „e Baar Hose“. Auch hier scheiden sich die Geister. Der verfemte „Aazug“ hat bereits „aazieh“ und „uuszieh“ mit sich geschleppt. Sie werden dem U-Basler zu Indikatoren (nach Professor Roß); denn die U-Sprache anerkennt nur „aaleege“ und „abzieh (sich)“. Weitere eindeutige Indikatoren sind „Drämmli“ (U: „Dramm“), „Auti“ (U: „Auto“), „Fränkli“ (U: „Franke“), „Kolleg“ (U: „Frind“), „Brülle“ (mit der fälschlich zurückgebildeten Entrundung des i) (U: „Brille“).

Der überzeugendste Indikator ruht jedoch schon im Gruß und in der direkten Anrede. Bis vor rund vierzig Jahren noch galt für U und Non-U keine andere Begrüßung in Basel als „Aadie“ (Aaadi-ä mit dem kaum hörbar leicht hingetupften Schluß-ä), dem sich nachmittags ein „guete-n-Oobe“ beigesellte. Die Jugend zuerst und bald auch die mittlere und schließlich die ältere Generation eignete sich nach dem Ersten Weltkrieg vergnügt und willig für Begrüßung und Abschied das französische „Salut“ (Sallü, Söllü, Sölli, Solli) an, außerdem beim Abschied ebenso gerne das „ciao!“ der italienischen Zunge (gesprochen „Tschau!“). Verbreitet und U ist auch bis mittags ein herzliches „*Gu*ete Dag!“, das einen ebenfalls der Nennung des Namens des Begrüßten enthebt.

Wenige Jahre nur vor dem Zweiten Weltkrieg riß mit einemmal in Basel ein neuer Gruß ein: „Griezi!“ Er ist aus anderen Landesteilen der Schweiz rapid eingeschleppt worden, wo er in verschiedenster Form lebendig ist: „Grüeßech“, „Grüeßi“, „Grüezi“ — immer derselbe Gruß, jedoch den verschiedenen Mundarten entsprechend; Zürich zum Beispiel sagt nicht „grüeße“, sondern „grüeze“, daher das z in „Grüezi“. So ist nun dieses der Dialektfärbung nach baslerisch gemachte, unechte, unbaslerische „Griezi“ zum Indikator ersten Ranges geworden, das den Non-U-Basler verrät, sobald er den Mund aufmacht, um zu grüßen.

Noch jüngeren Datums ist das eben erst auftauchende, völlig ortsfremde „Guete Morge!“, das — ganz und gar unbaslerisch — nur aus deutschen Landen sich eingeschlichen haben kann; ein U-Basler brächte es ganz einfach nicht über die Lippen. Der fremde Gruß ist wiederum ein kräftiger Indikator kritikloser Non-U-Sprache.

Zweiter, ebenso unfehlbarer Indikator: der Gebrauch des Dativs „Ihne“ (betont) und „Ene“ (unbetont) auch als Akkusativform: „Y ha-n-Ene gseh, jo, Ihne!“ (Ich habe Sie gesehen, jawohl, Sie!) Ob das wohl aus Bayern oder Österreich in der Schweiz und Basel Eingang gefunden hat?

Wie ist nun eigentlich der „Wogenprall" beschaffen, der unablässig gegen die U-Sprache anrollt? Das Wachstum der schweizerischen Städte hat ein überraschendes Tempo angenommen. Aus allen Landesteilen, vielfach vom Land, aus den Dörfern, strömen den Städten neue, junge, Verdienst suchende Menschenmengen zu; sie bringen ihre Sprache in den Schmelztiegel mit. Die Lehrer der Schuljugend sind längst nicht immer gebürtige Baslerbürger; ihr Dialekt färbt auf die kritiklose Schuljugend frühzeitig ab. Deutsche aus nah und fern halten in Basel in Scharen Einzug und nehmen hier Wohnsitz; Basel liegt ja direkt an der Grenze. Mannigfaltig sind die Einflüsse, die auf kritiklose Ohren einstürmen; die Non-U-Sprache wird bei weitem nicht so bewußt wie die U-Sprache gesprochen; sie hat einen guten Magen, dafür auch einen weniger kultivierten Geschmack. Sie nimmt ziemlich wahllos auf, was ihr just paßt oder gefällt.

Der Landessender Beromünster wiederum hat die Aufgabe, die ganze deutschsprachige Schweiz kulturell zu betreuen und zu Worte kommen zu lassen. Schon die Sendungen für die Jungen und Jüngsten ertönen in allen möglichen Dialekten des Landes aus dem Lautsprecher. Es hülfe auch gar nichts, wollten die Sprecher ihre jugendlichen Zuhörer jedesmal zuvor darauf aufmerksam machen, es folge nun eine Sendung in Berner, in St. Galler, in Luzerner oder in Basler Mundart. Auf den Inhalt der Sendung kommt es den Kindern an. Sie hören nun aber auf diese Weise, anders als vor 1920, fast täglich andere Dialekte als denjenigen des Elternhauses; die Vermischung macht schnelle Fortschritte. Und der erwachsene Radiohörer? Übermächtig groß ist die Zahl derjenigen, die schon zufrieden sind, wenn sie der Mitmensch nur versteht. Sprache, auch eigene, ja Muttersprache gilt ihnen nicht mehr als Verständigungsmittel von Mensch zu Mensch. In solchem Erdreich muß ja jeglicher Samen aufgehen, Kraut und Unkraut leicht gedeihen.

So ganz von ungefähr kommt es wohl nicht, wenn gerade in den obersten Klassen des humanistischen Latein- und Griechischgymnasiums die U-Sprache eine Stätte bewußter Pflege gefunden hat, deutlicher vielleicht noch als in den entsprechenden Mädchenschulen.

Die Familien der U-Hochburg kennen einander meistens näher, wissen voneinander. Nur unter ihnen lebt noch heute die beinahe dörfliche Gepflogenheit, einander hinterrücks Übernamen, Spitznamen von oft boshaftester Schärfe anzuhängen, die manch also

Getaufter zeitlebens selbst nie kennenlernt. Höchst selten dagegen, daß ein Non-U-Basler mit einem Spitznamen bedacht und genannt wird!

Wenn U- und Non-U-Basler an Ferienplätzen zusammentreffen, bleiben sie gerne etwas unter sich; man möchte peinliche Situationen vermeiden, Verlobungen gar aus dem Wege gehen, auch wenn Sport und Tanz die jüngere Generation unweigerlich zusammenbringen. Die jüngere Generation paßt sich ja oft in der Schule sprachlich etwas an, „um nicht zu sehr aufzufallen", genau wie junge Offiziere ihrer Truppe gegenüber ihre U-Sprache tarnen, falls sie ihre echte Muttersprache ist; sie glauben es mit dem Soldaten leichter zu haben, woran bestimmt etwas Wahres ist. Die zweite, spätestens die dritte Generation, die von geschäftlich erfolgreichen Vätern abstammt, die zur „besitzenden Klasse" — oder wenn man lieber will: zum Geldadel — aufgestiegen sind, beginnt sich der U-Sprache zu befleißigen, als wäre sie ihr angeboren, *„filling up the deepest gulf that separates class from class"*, wie Shaw das ausdrückte.

Ein netter, leidlich kultivierter, anständig erzogener Mensch, den aber seine Sprache doch unweigerlich als Non-U verrät, gilt den U-Sprechenden als „Bobbi", bestenfalls als „e nätte, haimelige (gemütlicher) Bobbi". Weiter unten auf der Leiter steht der „Gnoot" (Knote, was Hans Scholz richtig von gnote, genote: Genosse ableitet) und wohl zuunterst der „Ruech". Draußen am Rand, auf einem Spind für sich, steht der Zürcher, den der Basler von jeher nicht sehr gut vertragen hat, und der „Schwoob" (Schwabe), womit der U- und der Non-U-Basler den Deutschen schlechthin bezeichnet; der Schwoob bleibt ihm innerhalb des eigenen, größeren Sprachraumes immer der Fremde, der natürlich seinerseits sehr wohl U oder auch Non-U sein kann.

Wer U-Baseldytsch vom Elternhaus her spricht, kann dies unter Umständen bereits als Hindernis empfinden, wenn er in jungen Firmen Aufstiegsmöglichkeiten zu erspähen sucht. Der jüngere U-Sprecher wird sich leichter sprachlich zu Non-U-Baslern herabbegeben, als der Non-U-Basler über den U-Grenzstrich springen kann, wenn er das überhaupt will. Die Fastnacht treibt seltsame Blüten in Basel, auch zwischen U und Non-U. Der U-Basler versucht dann gern, seine scharfzüngigen Spottverse mit Non-U-Ausdrücken und -Klangfarbe volksnäher zu biegen; der fastnächtliche Non-U-Poet dagegen gibt sich eine Heidenmühe, genau so zu schreiben, wie er U-Baseldytsch gehört zu haben meint, ja er wird

seine Verse notfalls einem ihm vertrauten U-Basler vor der Drucklegung noch zur Durchsicht anvertrauen, sofern er es nicht vorzieht, einige Sprossen unter sein eigenes, passables Non-U-Baseldeutsch hinabzusteigen und sich in einem ganz besonders farbigen Rheinhafenarbeiter-Idiom zu versuchen, das auf seine Weise, schnell sich ändernd und stark mit auf Rheinkähnen eingeführten Germanismen durchsetzt, daherblüht. Da ist dann erlaubt, was gefällt; rätselhafte, fremdartige, nicht immer wohlduftende Sumpfblumen gedeihen und welken hier in flinker Folge, ranken sich um rotwelsche, jiddische und Gaunerausdrücke aus aller Herren Ländern. Das aber ist schon wieder ein anderes Kapitel, das mit U und Non-U gar nichts mehr gemein hat: jenseits und vielfach auch diesseits der U- oder Non-U-Grenzlinie gilt dieses Idiom als mehr oder weniger beliebter Scherzartikel, den beide Teile gelegentlich wie Curry in ihr angestammtes Dialekt-Menü einstreuen, ob sie nun einen Siegelring mit einem glatten Stein oder einen solchen mit eingeschnittenem Familienwappen tragen, ob sie „e scheene Grueß an Ihr Frau" oder — allen Ernstes — „e höfligi Empfählung an Ihri Frau Gemahlin" sagen...

Wir haben absichtlich nie und nirgends eine Wertung auch nur von ferne gewagt. Wir haben treu und kühl-unparteiisch versucht, einen überaus interessanten Zustand zu photographieren. Mehr nicht.

Jubiläums-Spende

Liebe Leser des „Sprachspiegels"! Unser Verein feiert im kommenden Jahr seinen 60. Geburtstag. Diese Feier wird erhebliche Aufwendungen notwendig machen. Deshalb bitten wir Sie: Benützen Sie den beiliegenden Einzahlungsschein zu einer großzügigen Jubiläumsspende. Wir wissen Ihnen Dank dafür!

Reines Hochdeutsch — reine Mundart?

Von Dr. Theodor Flury, Küsnacht

Diese Forderung ist im „Sprachspiegel" schon von jeher vertreten worden. Sie entstand aus dem Kampf der Schulmeister gegen die störenden Einflüsse der Mundart, wenn die Schüler hochdeutsch